

Filmförderung: Der Holocaust ist kein Thema mehr

Interview mit Douglas Wolfesperger zu seinem Film »Wiedersehen mit Brundibár«

Herr Wolfesperger, wie sind Sie auf die Idee des Films gekommen?

Das war vor ungefähr zehn Jahren, am Bodensee. Dort kam eine Lehrerin auf mich zu, die mir erzählte, dass sie gerade mit ihrer Klasse an einer Schulaufführung der Kinderoper »Brundibár« mitgewirkt habe. Das Stück erlangte während der Nazi-Zeit im KZ Theresienstadt traurige Berühmtheit. Das war für mich neu und hat mich sofort interessiert. In diesem Zusammenhang erfuhr ich auch von Greta Klingsberg, einer über 80-jährigen in Jerusalem lebenden Jüdin, die im KZ Theresienstadt damals bei fast allen Aufführungen der Kinderoper die weibliche Hauptrolle gesungen hat.

Die Motivation, daraus einen Film zu machen, entwickelte sich dann nach und nach über einige Jahre. Da kam viel aus dem gesellschaftlichen und meinem privaten Umfeld zusammen. Der NSU-Prozess etwa mit der Hauptangeklagten Beate Zschäpe offenbarte Behördenwillkür und eine Kultur des Wegschauens, ein massives Versagen der Behörden gegenüber der rechtsradikalen Szene. Mit Behördenwillkür wurde ich selbst als Vater, der von seiner Tochter aussortiert wurde, konfrontiert. Ich machte mir meine Gedanken, wie das wohl damals bei den Nazis gewesen sein muss und wie sich junge Menschen von Heute mit dieser Zeit überhaupt noch auseinandersetzen.

Ein ganz besonderer Glücksfall war dann der telefonische Kontakt und die persönliche Begegnung mit Greta Klingsberg. Schwierig gestaltete sich die Suche nach einer Jugendtheatergruppe und die Entwicklung eines tragfähigen Filmkonzepts, denn die Oper selbst dauert nur 30 Minuten. Ich habe jahrelang gesucht, bis ich eine ideale Theatergruppe gefunden habe. Ich habe mir diverse Vorführungen in Österreich und Ostdeutschland angeschaut und mit den Beteiligten gesprochen, aber erst bei der Jugendtheatergruppe »Die Zwiefachen« der Berliner Schaubühne und ihrer Regisseurin Uta Plate hat es dann Klick gemacht.

Ein persönlicher Glücksfall war die Begegnung mit der Zeitzeugin Greta Klingsberg

Anfang 2012 konnten wir mit den Dreharbeiten starten, die sich dann über eineinhalb Jahre erstreckten.

Was war für Sie besonders berührend beim Drehen dieses Films?

Berührend waren immer wieder Momente, die mit der Begegnung der jugendlichen Protagonisten und Greta Klingsberg zu tun hatten und die im Film ja auch die stärksten und emotionalsten Szenen ergeben.

Sie stießen bei der Vorbereitung des Films auf besondere Schwierigkeiten bei der Finanzierung. So ist zu lesen, dass Ihnen mitgeteilt wurde, das Thema sei auserzählt. Was hieß das für Sie?

Ja, das hat mich allerdings sehr unangenehm berührt und beschämt. Ich dachte zunächst, dass ich bei so einem Thema das Projekt schneller finanziert kriegen würde als alle meine Projekte zuvor. Das genaue Gegenteil war dann der Fall. Ich musste die überraschende Erfahrung machen, dass für die deutschen Filmfördergremien das Thema Holocaust einfach durch ist. »Schon so oft erzählt«, »auserzählt« hieß es – von einer Differenzierung, dass ich die Sache mal aus einem ganz anderen Blickwinkel erzählen wollte, nicht die Spur.

Haben Sie zwischendurch überlegt, den Film ganz sein zu lassen?

Ich stand tatsächlich vor der schwerwiegenden Entscheidung, das Projekt abzugeben. Das wollte ich aber weder den Jugendlichen antun, die ja bereits mit den Theaterproben an-

Kultur des Wegschauens und ein massives Versagen der Behörden

gefangen hatten und sich auf die Begegnung mit Greta Klingsberg vorbereiteten, noch mir und meinem Team, die sich sicher waren, dass dieser Film gemacht werden muss. Schließlich half eine kleine finanzielle Unterstützung des deutsch-tschechischen Zukunftsfonds sowie eine Postproduktionsförderung der Medien- und Filmgesellschaft Baden-Württemberg, das Projekt finanziell halbwegs in den Griff zu kriegen.

Was heißt eine unzureichende Finanzierung jetzt für die Auswertung des Films?

Ich stehe jetzt konkret mit ca. 30.000



Berlin. Lebende Politik und Kultur am Ende der Wowerreit-Ära. Das Theater ist voll wie immer. Das Publikum gespannt. Das Stück ist neu. Ein großer Lampion hängt über der Bühne. Wir schauen in einen Hinterhof mit Gartentischen. Die Nachbarn kommen und planen ihr Hoffest. Doch schnell stellt sich heraus, dass die Situation im Kiez gar nicht mehr feierlich ist. Und schon geht es nicht mehr darum, wer die Würstchen zum Fest besorgt. Es geht um die Wurst. Ein Investor hat gekauft. Freundliche Projektentwickler gehen durch die Reihen und verteilen höflich ihre Visitenkarten. Sie sprechen flusenfreies Hochglanzbroschürendeutsch: Charmante Lage, lebendiges Umfeld, energetische Sanierung. Wir sehen, wie der erste Bauarbeiter anrückt. Er spannt Absperrungen und schraubt Briefkästen ab. Der Keller wird geschlossen. Die Bewohner protestieren. Er hat kein Recht dazu. Aber das interessiert ihn nicht. Auch nicht, dass hier noch Menschen wohnen. Er ist Sub-Sub-Sub-Unternehmer und führt nur seinen Auftrag aus. Bohrgeräusche nerven und es wird echt ungemütlich im Theater. Ein Vorschlaghammer arbeitet sich durch die Wand.



Motiv des Filmplakates »Wiedersehen mit Brundibár«

Euro in den Miesen und muss zusammen, dass das Geld irgendwie wieder in die Kasse kommt. Bei fehlenden Mitteln für vernünftige Werbemaßnahmen allerdings ein schwieriges Unterfangen. Glücklicherweise hat sich die Amadeo Antonio Stiftung in Berlin bereit erklärt, Spendengelder für den Film entgegenzunehmen. Ich hoffe derzeit also auf wohlhabende Menschen, die etwas Gutes tun wollen und gegen eine Spendenbeschei-

nigung einen wichtigen und, wie ich höre, gelungenen Film unterstützen wollen.

Wie geht es weiter, haben Sie schon neue Projekte und welche Chancen auf Förderung sehen Sie hier?

Ich habe zwei Projekte in der Entwicklungsphase. Da sie nichts mit dem Holocaust zu tun haben, hege ich die Hoffnung, dass

man sie nicht als »auserzählt« betrachtet.

Douglas Wolfesperger ist ein deutscher Regisseur. Das Interview führte Gabriele Schulz, Stellvertretende Geschäftsführerin des Deutschen Kulturrates

Infos: www.brundibar-derfilm.de
Spendenauftrag: www.brundibar-derfilm.de/index.php?id=23

Das kracht und staubt richtig. Kaum einer der gesprochenen Sätze an diesem Abend ist frei erfunden. Die Theaterleute haben sie aufgelesen – zum Beispiel im Geschehen um das Berliner Miethaus Calvinstraße 21. Bekannt durch seine Mieterin Helga Brandenburger. Die eines Tages vom Arztbesuch in ihre Wohnung zurückkommt und Küchen- und Badezimmerfenster zugemauert findet. Sie klagt und bekommt Recht. Die Mauer vor den Fenstern muss weg. Denn der Vermieter hat wissentlich zu Unrecht gehandelt. Nach langem Prozesshickhack aber entscheidet der Bundesgerichtshof, dass Frau Brandenburger damit leben muss. Begründung: Es wäre unverhältnismäßig, das ganze Haus wieder abzureißen, dessen Wände ihre Fenster vermauern. Aha, das heißt, je teurer man gesetzwidrig Tatsachen schafft, desto größer die Chance, dass Unrecht zu Recht wird? Gentrifizierung in Berlin. Das Theater hat ein aktuelles Thema aufgegriffen. Es sind ja nicht nur Touristen, die herkommen. 100.000 Menschen sind in den Jahren 2012 und 2013 zugezogen. Eine ganze Großstadt in zwei Jahren. Da kommt Leben in den Immobilienmarkt. Natürlich wird das Theater während der Vorstellung nicht wirklich abgerissen. Aber in der vorletzten Ausgabe dieser Zeitung stand es bereits auf der Roten Liste der bedrohten Kultureinrichtungen. Das Theater am Winterfeldtplatz. Aus einer letzten Kriegsrueine erstand hier 1991 auch mit Senatsgeldern ein kompletter Spielbetrieb. Konzipiert und über Jahre auf hohem Niveau geführt vom Theater Hans Wurst Nachfahren. Für Kinder und Erwachsene. Ein Spielplan wie ein millionenschweres Staatstheater. Dürrenmatt, Tschchow, Loriot. Antigone und Gruffelo. Hausproduktionen und Gastspiele. Volles Programm, immer volles Haus. Heute kommen Eltern, die selbst schon als Knirpse hier waren, mit ihrem Nachwuchs. Die Gegend ist charmant und deutlich aufgewertet. Ein Erfolg – und der hat seinen Preis. Nun wurde das Haus meistbietend verkauft. Der Käufer hat dem Theater gekündigt. Er hat anderes vor. So geht es oft: Die kreative Szene bereitet den Boden, der ihr dann unter den Füßen weggekauft wird. 95 Prozent des Kulturerbes der Stadt gehen in die etablierte Kultur. Hoffnungen hatte man sich in der Freien Szene immer wieder gemacht, denn Berlin ist ein Magnet nicht zuletzt auch wegen der kreativen Kultur. Die immerklamme Stadt erfindet eine Bettengebühr für Hotelgäste; es gibt die Idee, der Freien Szene davon etwas zu geben. Doch als die so genannte City-Tax kommt, gibt es nur lange Gesichter: Die Freie Szene erhält davon nichts. Als am Ende unseres Theaterabends alles kaputt ist und die Mieter buchstäblich auf die Straße geflogen sind,

kommt ihr Rechtsanwalt winkend herbei mit seinem Bescheid: Wir klagen dagegen! Das wird zwar ein paar Jahre dauern. Aber wir leben doch in einem Rechtsstaat! Hans Wurst Nachfahren hat große Charaktere auf die Bühne gebracht. Aber als Puppentheater spielt es im Feuilleton nicht ganz oben mit. Puppen – ist das nicht was für Kinder? Dafür gibt es auch keine Stiftung wie bei der Staatsoper, deren Umbau sich verschiebt und verteuert. Im Übrigen: Kinder haben keine Lobby. So ist es halt, könnte man sagen. Das ist der Markt. Was hat das mit Politik und ihrer Kultur zu tun? Klar, zur Kultur unseres Grundgesetzes zählt die Soziale Bindung des Eigentums. Das ist aber keine Bindung an eine bestimmte Kultur. Und die soziale Bindung des Eigentums bleibt ja auch erhalten. Sie bindet nur andere Eigentümer. Schon einmal wurde in Deutschland der Hans Wurst von der Bühne vertrieben. Das war im 18. Jahrhundert. Was soll man tun, damit die Spieler und ihre grandiosen Puppen nicht tatsächlich auf die Straße fliegen und quasi die zweite Vertreibung des Hans Wurst von der Bühne erfolgt? Wenden Sie sich doch an den Kulturpolitiker Ihres Vertrauens. Oder an den Unterstützerkreis »Initiative Kiezkultur« über jdannert@web.de (Jochen Dannert).

Arnulf Rating ist deutscher Kabarettist